# Unterwegs durch Dörfer und Städte

Autor(en): **Ritzel, Johanna**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Das Schweizerische Rote Kreuz**

Band (Jahr): **79 (1970)**

Heft 4

PDF erstellt am: **04.06.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-974963

**Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

**Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

**http://www.e-periodica.ch**

den Produkten des Landes, die durch Sendungen aus der Schweiz ergänzt wurden, zuzubereiten. Je nach Jahreszeit sind frische Gemüse und Früchte, Eier und Hühner auf dem Markt erhältlich. Es ist noch biafranisches Geld im Umlauf, und die Ansässigen trauten anfänglich dem «neuen Geld», dem nigerianischen Pfund, nicht recht, sondern zogen es vor, Tauschhandel zu treiben.

Die Patienten werden aus den Vorräten an Nahrungsmitteln verpflegt, die während des Krieges aus allen Ecken der Welt nach Nigeria strömten und die seit dem letzten Oktober vom Nigerianischen Roten Kreuz als dem Nachfolger des Internationalen Komitees vom Roten Kreuz verwaltet und verteilt werden. Der Mangel an Transportmitteln, die Beschwerlichkeit der Transportwege im Landesinnern sowie die kaum kontrollierbaren Bevölkerungsbewegungen gestalten die Verteilung schwierig und geben Anlass zu widersprüchlichen Meldungen über den Ernährungszustand einzelner Gruppen und zu Kritik am Verteilungssystem. Es kann gesagt werden, dass die grösste materielle Not im ehemaligen Biafra im grossen und ganzen gebannt ist. Für unsere Aerzte bliebe noch lange genug zu tun, es ist jedoch verständlich, wenn die nigerianische Regierung danach trachtet, möglichst mit eigenen Leuten auszukommen, zumal sich die Lage normalisiert, was nicht heisst, dass im ganzen Lande eine ausreichende ärztliche Versorgung sichergestellt sei; dieser Mangel kann nicht in kurzer Zeit — auch nicht mit ausländischer Hilfe — ausgeglichen werden. Die schweizerische medizinische Equipe in Awo Omamma wird voraussichtlich noch bis Ende August tätig sein.

# Unterwegs durch Dörfer und Städte

Was hat Krankenpflege mit dem beliebten Fragespiel des Fernsehens «Dopplet oder nüt» zu tun? Oh, sehr viel sogar! Wenn ich nämlich anlässlich eines Elternabends einen Vortrag über die Berufsmöglichkeiten in der Krankenpflege halten möchte, so darf dieser Abend nicht mit «Dopplet oder nüt» oder «Aktenzeichen XY» zusammenfallen, denn dann wären meine eventuellen Zuhörer vor eine — wie es scheint — schwere Wahl gestellt. In Städten mag das keine grosse Rolle spielen, aber in kleinen Dörfern, in denen es erst seit kurzer Zeit Fernsehen gibt, wo zudem im Winter die Wege mühsam sind, zieht mancher seine Bequemlichkeit vor und bleibt zu Hause vor dem Fernsehapparat. Für mich als Referentin über die Pflegeberufe bedeutet das, dass ich vielleicht nur 15 Zuhörer habe . . .
Das traditionelle und heute nicht mehr der Wirklichkeit entsprechende Leitbild der Krankenpflege ist vor allem in abgelegenen Gegenden immer noch lebendig, zum andern ist gerade in den Bergtälern der Weg zur Berufsberatung oft so weit, dass viele junge Menschen und auch deren Eltern auf eine Beratung verzichten. Daher haben wir mit den betreffenden Berufsberatungsstellen Kontakt aufgenommen und angefragt, ob sie damit einverstanden seien, dass in ihrem Bezirk vom Schweizerischen Roten Kreuz aus Vorträge über die Pflegeberufe gehalten werden. In Zusammenarbeit mit den Berufsberaterinnen wird nach grundsätzlicher Einwilligung dann eine Art «Feldzugsplan» entworfen, nicht gerade mit Kompass und Zirkel, aber mit Hilfe von Landkarte, Telefon- und Kursbuch. (Ich habe den Postauto- und Bergbahn-Fahrplan noch nie so oft benutzt wie für die Vorbereitung einer Vortragsreise.) Danach beginnt die Kleinarbeit der Organisation. Pfarrherren werden angefragt wegen eines Elternabends, Lehrer der Sekundar- und Abschlussklassen angerufen. Wir versuchen, zunächst Vorträge in den Schulklassen zu halten, damit die Kinder ihre Eltern auf die für die Erwachsenen bestimmte Abendveranstaltung hinweisen können. Mit dem Bleistift wird eine Art «Rahmenprogramm» aufgezeichnet, um unnötiges Hin-und-Herreisen zu vermeiden. Natürlich kann das endgültige Programm meist nicht in der vorgesehenen Reihenfolge durchgeführt werden. Immer wieder gibt es Aenderungen: Hier Absagen, dort neue Vorträge . . .
Welche Dörfer kann man für einen Elternabend zusammenfassen? Welcher Wochentag ist für einen Vortrag geeignet? Ist es besser, an einem Sonntag eine ganze Talschaft zu einem Nachmittagsvortrag einzuladen? Ist es möglich, die Schülerinnen und Schüler der Sekundar- und Abschlussklassen zusammenzunehmen, oder ist es günstiger, zwei getrennte Vorträge zu veranstalten?

Wenn alle Vorarbeiten erledigt, wenn die rosa Plakate «Vortrag über die Pflegeberufe» etwa eine Woche ausgehängt sind, dann packe ich meinen Koffer und vertraue mich der Bundesbahn und dann den verschiedenen roten, grünen oder blauen Bergbahnen an. In der Regel ist der grösste Ort des Gebietes meine erste Station, einmal, um damit ein günstiges Klima für die späteren Vorträge zu schaffen, und dann auch, damit ich mich langsam an die mir vielleicht unbekannte Einstellung der Menschen in dieser Gegend gewöhnen kann. Besuch bei der Berufsberatung, — letzte Besprechung, rasch Vorbeigehen beim Pfarrer, bei den Lehrern, kurze Visite im Spital, in der psychiatrischen Klinik oder in der Krankenpflegeschule — damit vergehen die ersten Stunden. Hotelsuche, Telefongespräche nach rechts und links, um noch dieses und jenes für die nächsten Tage abzuklären oder festzulegen.

Dann kommt die erste Nacht, in der man meistens schlecht schläft. Nächster Tag: 10.00 Uhr, erste bis dritte Sekundarklasse. Das heisst: 84 Mädchen und Buben; 13.30 Uhr, erste bis dritte Abschlussklasse, 62 Kinder; 20.00 Uhr, Elternabend.

Um 9.45 Uhr bin ich auf dem Schulhof und spreche mit den Lehrern. Um uns herum entbrennt eine Schneeballschlacht, ein Bub wirft sogar einen Schneeball nach mir. Dann läutet es, und die Kinder strömen in den Singsaal. In der vordersten Reihe entdecke ich den kleinen Schneeballwerfer, hinter ihm ein Gewoge von blonden, braunen, roten und schwarzen Schöpfen; in der letzten Reihe, offensichtlich gelangweilt und sehr bequem in die Stühle gelehnt, ein paar grosse Mädchen — Krankenpflege geht sie nichts an, interessiert sie nicht.

Der Vortrag beginnt. Ich spreche vom Mangel an Pflegepersonal, bedingt durch die vielen Verkehrsunfälle; gerade vor drei Tagen hat sich hier an der Kantonsstrasse ein schwerer Unfall ereignet, sieben schwerverletzte Menschen mussten ins Spital übergeführt werden. Oder denken wir an die Skiunfälle: In einem grossen Wintersportort in der Nähe werden in einer Saison 2000 Kilogramm Gips verbraucht! Meine Zuhörer machen grosse Augen, sogar die bequem Hingelehnten in der letzten Reihe staunen . . .

Wir sprechen von Krankenpflegern. «Haben sie eigentlich die gleiche Ausbildung wie die Schwestern?» «Nein», heisst es entschieden. Buben behaupten: «Bessere Ausbildung, Pfleger sind halbe ‚Dökter' . . .»

«Was gibt es eigentlich für Krankheiten?» Die Kinder finden es immer fesselnder, sich am Gespräch zu beteiligen; sie zählen auf: «Blinddarm» (so heisst es bei ihnen), Beinbruch, Mandelentzündung und Krebs, bis hin zu Malaria Ruhr und Aussatz.

«Ist das alles?» frage ich. Man überlegt: «Gelbsucht», wird noch genannt. Ein Bub meldet sich: «Krankheiten im Kopf.» Rundherum Schweigen. Die Kinder wissen, worauf ich hinaus will, aber sie sind es nicht gewohnt, von den psychischen Krankheiten zu reden, daher versagt ihr Wortschatz. Nochmals hebt der Bub die Hand, er ergänzt: «Wenn die Leute so . . . so gestört sind . . .» — «Geisteskrankheiten» tönt es durch die Stille. Die Stimme kam aus der hintersten Reihe.

Es ist immer wieder aufschlussreich, festzustellen, wie sehr sich gerade Knaben für die seelischen Krankheiten und deren Behandlung interessieren. Schon manchen Zug habe ich verpasst, weil über dieses Gebiet noch viele Fragen zu beantworten waren. Auch bei der Vorführung der Lichtbilder ist das Interesse immer gross, vor allem, wenn ich Bilder zeige von der Beschäftigungs- und Arbeitstherapie, oder wenn ich von offenen und geschlossenen Abteilungen berichte. Die Bilder aus dem Spital sind für die Kinder ein Blick «hinter die Kulissen»: eine Frühgeburt im Brutkasten, die mit einer Sonde durch die Nase künstlich ernährt wird; ein Bild von einer Operation — so etwas sieht man schliesslich nicht alle Tage. Jeden neuen Eindruck nehmen die Kinder voller Wissbegier in sich auf, sie folgen dem Vortrag sehr gut. Sogar der Anblick der letzten Reihe hat sich verändert: Die grossen Mädchen sitzen nicht mehr tief unten und möglichst bequem auf ihren Stühlen, sie hocken jetzt auf den Fensterbänken, um besser sehen zu können.

Nach dem Vortrag entspinnt sich ein lebhaftes Gespräch. Ein Bub will wissen: «Was verdient denn so ein Krankenpfleger?», und ein Mädchen fragt: «Stimmt es, dass die seelischen Krankheiten ansteckend sind für die Schwestern?» — Eine Frage folgt der anderen, so lange, bis die Schulglocke das Ende des Unterrichts angibt.

Und nun rasch zum Essen; gegen den grossen Durst gibt es ein taugliches Mittel: eine gute, recht flüssige Suppe. Beim Reden scheint man sehr viel Mineralsalze zu verbrauchen . . .

Um 13.30 Uhr geht es weiter mit der Arbeit. Diesmal sitzen 62 Mädchen und Buben der Abschlussklassen vor mir. Ich weiss von den Lehrern, dass einige der Mädchen sich für einen Pflegeberuf interessieren. Eine hübsche Braunhaarige mit dunklen Augen schaut mich gross an. Unausgesprochen liegt in ihrem Blick die Frage: Habe ich eine Möglichkeit, einmal Kranke zu pflegen; ich gehe doch nicht in die Sekundarschule.

Schüchtern und zurückhaltend sind die Kinder, denen ich gegenüberstehe. Es ist nicht leicht, sie zum Mitarbeiten zu bewegen. Von einem Lehrer habe ich einmal einen

«Schlüssel» erhalten, der in dieser Lage immer den Weg zur Klasse öffnet: Es muss eine Frage gestellt werden, die von den Kindern durch Handaufheben beantwortet werden kann. Das regt zur Beteiligung an, zwingt aber nicht zum Sprechen. «Wer war noch nie krank?» Die Frage schlägt ein, sie rüttelt die Kinder auf. Alle schauen mich an, aber niemand zeigt auf. Es war nichts anderes zu erwarten. «Wer war noch nie im Spital?» — Ein paar Hände erheben sich. Das Eis ist gebrochen, denn die Kinder fangen an, miteinander zu reden. Diese Sprechbereitschaft lässt sich ausnützen: «Ihr habt also schon Erfahrungen im Spital gesammelt. Was machen denn die Schwestern und die Pfleger mit den Kranken?» Nun sprühen die Antworten: Betten, Essen geben, Spritzen machen, gut zureden, künstliche Ernährung, mit den Patienten umherlaufen, Sauerstoff geben . . .», die Kinder ereifern sich, um ihre Erfahrungen mitzuteilen. Damit sind wir mitten drin im Gespräch. Ich habe kaum noch Mühe, den Buben und Mädchen den Unterschied zwischen Grundpflege und Behandlungspflege klarzumachen. Darauf aufbauend, erzähle ich ihnen von den Berufsmöglichkeiten, die vor allem die Grundpflege umfassen und die in der Regel eine Ausbildungszeit von eineinhalb Jahren haben: Krankenpfleger FA SRK (mit Fähigkeitsausweis des Schweizerischen Roten Kreuzes), Hauspflegerin, Pflegerin für das gesunde Kind und Spitalgehilfin . . .

Das ist ein sehr dankbarer Teil der Informationsarbeit, denn hier kann man vielen jungen Menschen helfen, die trotz magerem Schulsack nach einem Beruf innerhalb der Krankenpflege suchen; Mädchen, die vielleicht schon die Hoffnung auf einen solchen Beruf aufgegeben hatten, sitzen plötzlich mit leuchtenden Augen vor mir, denn sie erfassen, dass sie auch ohne Sekundarschulbildung einen Beruf erlernen können, der ihnen später die Möglichkeit gibt, Kranke und Hilflose zu betreuen. Gerade die mehr praktisch begabten Schüler in den Abschlussklassen interessieren sich für eine kürzere und theoretisch weniger anspruchsvolle Ausbildung.
Um 16 Uhr sitze ich im Tea room mit den beiden Abschlussklassenlehrern. Sie wollen noch einiges wissen: Aufnahmebedingungen, Ueberbrückung der Zwischenzeit. Ich gebe ihnen Unterlagen und Prospekte, zeige ihnen das neu erschienene Heft des Schweizerischen Jugendschriftenwerkes «Ein weisses Häubchen wünsch ich mir». Die beiden Lehrer sind von der lebhaften Schilderung aller Spitalberufe so begeistert, dass sie den Umweg über die Buchhandlung nicht scheuen. Das Heftchen ist vorrätig, und jeder kauft gleich zwei Exemplare . . .

Auf dem Weg zum Hotel begegnen mir viele Kinder, die grösseren grüssen alle. So ist es immer. Manchmal spüre ich, dass eines ganz gern noch etwas fragen möchte; also bleibe ich stehen. Wir reden vom Schnee, von den Schulaufgaben. «Welche Stunde ist denn heute ausgefallen? Welches Bild hat dir am besten gefallen?» Dann kommt die Frage: «Meine Tante sagt, alle Krankenschwestern hätten es im Rücken, weil sie so schwere Patienten lüpfen müssen. Stimmt das?» So werde ich gar oft zur «ambulanten» Auskunftsstelle für Pflegeberufe. Auf meinen Spaziergängen ist noch manche Frage angeschnitten worden, vor allem das immer wiederkehrende Problem: «Was soll ich tun, bis ich neunzehn Jahre alt bin und die Ausbildung beginnen kann . . .»
Fragen über Fragen auch nach dem Elternabend! Mütter und Väter, auch Tanten, wollen wissen: Ist die Ausbildung von eineinhalb Jahren nicht ein bisschen eine «Schnellbleiche»? Wie oft im Jahr muss eine Schwester Nachtwache machen? Gibt es einen Arbeitsvertrag für Schwestern und Pfleger? Was verdient man im Spital? Wie hoch sind die Ausbildungskosten? An wen muss man sich wenden, um ein Stipendium zu erhalten?
Gerade bei den Elternabenden spürt man das alte Leitbild der Schwester überall, es ist fest verankert in der Begriffswelt vieler Menschen. Am deutlichsten zeigt sich das bei der «Irrenwärterin», beim «Irrenwärter», Berufsbezeichnungen, die man leider immer noch hören kann. Auch über die Behandlungsmethoden, die heute zur Pflege von psychisch kranken Menschen angewendet werden, haben viele Leute eine höchst unklare Vorstellung.

Die letzten Zuhörer verlassen den Saal. Aus der Gruppe löst sich eine Frau, sie reicht mir die Hand: «Vielen Dank, Schwester, Ihr Vortrag war sehr interessant. Wir haben viel Neues gehört. Unsere Tochter hat uns bestürmt, dass wir am Abend zu Ihnen kommen müssen.»

22.15 Uhr. Es war ein anstrengender Tag! In der duftenden Arvenstube des Pfarrhauses bietet mir der Pfarrer ein Glas Rotwein an. Es tut gut, gemütlich in einem bequemen Sessel zu sitzen. «Eigentlich», bemerkt der Pfarrer, «ist es eine gute Idee vom Roten Kreuz, eine Vortragsschwester in die Bergtäler zu schicken. . . . Gerade in den etwas abgelegenen Gebieten scheint mir die Information auf diese so persönliche Art besonders wichtig zu sein. Es wäre zwar viel moderner, einfacher und weniger aufwendig, eine Tonbildschau im Lande herumzuschicken — aber wer sollte dann alle die Fragen beantworten, die unweigerlich auftauchen? Heute habe ich zwei Vorträge von Ihnen ge-

hört, aber beide waren anders. Der Vortrag in der Schule eher wie Unterricht im Fach «Lebenskunde». Der Abendvortrag trug mehr informativen Charakter, man sah deutlich, wie sehr sich die Pflegeberufe in den letzten zwanzig Jahren gewandelt haben. Wichtig ist natürlich auch, dass im Vortrag der richtige Ton getroffen wird: Schüler oder Erwachsene — das ist ein Unterschied; die Leute unten in dem Städtchen oder die Landbevölkerung hier oben im Tal — auch das bedeutet eine Umstellung. Ist das nicht manchmal schwierig für Sie?»
«Nein, eigentlich nicht. Ich muss mich eben auf jeden Vortrag vorbereiten; dazu gehört, dass ich einige Nummern der Lokalzeitung lese, um zu erfahren, was sich im Dorf und in der Umgebung ereignet hat; der Besuch im Spital, bei der Gemeindeschwester, Gespräche mit Pfarrherren, Lehrern, damit ich erfasse, wie die Leute in diesem Tal leben. Ich muss zum Beispiel wissen, welchen Beruf die meisten Männer ausüben, ob es schon Krankenschwestern aus diesem Dorf gibt, ob sie hier oder im Unterland arbeiten. In Gesprächen an Dorfbrunnen kann ich versuchen, mich in den Dialekt hineinzuhören, denn manche Frage nach dem Vortrag wird in Mundart noch ausgesprochen, während sie unterbliebe, müsste sie in Schriftdeutsch gestellt werden.»

Dann bin ich im Hotelzimmer, ich öffne das Fenster, atme die würzige Bergluft ein und lausche auf das einschläfernde Rauschen des Dorfbaches. Vom Glockenturm schlägt es Mitternacht.
Dorfbach . . ., Kirchenglocken . . ., kein lärmender Autoverkehr auf der Strasse . . ., eigentlich ist es wie in den Ferien . . . Jede Arbeit hat ihre angenehmen Seiten! Ich denke an den nächsten Tag: 10.42 Uhr Abfahrt — 13.30 Uhr Vortrag in der Schule, 20.00 Uhr Elternabend. Morgen habe ich ein normales Tagesprogramm. Uebermorgen gehe ich skifahren, und am Sonntag ist der Nachmittagsvortrag, zu dem die Bewohner aus acht Dörfern eingeladen sind. Es ist immer lustig, zu sehen, wie die Zuhörer zusammenströmen mit Autos und dem Postbus. Zuerst bekomme ich jedesmal Lampenfieber beim Anblick der vielen Leute, wenn ich in den Saal schaue, der sich mehr und mehr füllt. Sobald ich aber mit einigen Menschen reden kann, sobald ich dann in alle diese aufgeschlossenen Gesichter blicke, werde ich ruhig.

Nun, noch ist es nicht soweit, trotzdem freue ich mich auf die nächsten Tage. Mit diesem Gedanken schlafe ich ein.

Johanna Ritzel

# In Stichworten...

Was beim Schweizerischen Roten Kreuz unter den Sammelbegriff «Werbung Krankenpflege» fällt, ist eine umfassende und vielseitige Aufklärungsarbeit über Ausbildung und Tätigkeit in den verschiedenen Pflegeberufen:

*Vom 28. Juli bis 8. August dieses Jahres wird das Schweizerische Rote Kreuz in enger Zusammenarbeit mit der Berufsberatung wiederum ein Ferienlager für Interessentinnen für Pflegeberufe durchführen. Das Lager, das den jugendlichen Teilnehmerinnen anhand von praktischen Uebungen einen Einblick in die Arbeit der Krankenschwester vermitteln will, findet in Lenk statt. Während das Schweizerische Rote Kreuz darum besorgt ist, geeignete Krankenschwestern aus den verschiedenen Pflegeberufen für die Lagerleitung zu gewinnen und ausserdem die Organisation des Lagers durchführt, nehmen die Berufsberater die Anmeldung der Teilnehmerinnen entgegen.*

*Im Herbst vergangenen Jahres brachte das Schweizerische Jugendschriftenwerk unter dem Titel «Ein weisses Häubchen wünsch' ich mir» eine reich mit Photos bebilderte Schrift über Ausbildung und Tätigkeit in den Pflegeberufen heraus. Das Heft, an dem viele im Beruf stehende Schwestern mitgearbeitet haben, wendet sich an Mädchen von zwölf bis fünfzehn Jahren. Es tritt an die Stelle des nunmehr vergriffenen Büchleins von Susanne Oswald «Kätti wird Schwester».*

*Vom 12. September bis 18. Oktober wird im Gewerbemuseum in Bern eine Ausstellung über Pflege- und Spitalberufe stattfinden. Wenn bis zu diesem Zeitpunkt auch noch einige Monate vergehen, so sind die Vorarbeiten doch schon in vollem Gang. Eine kleine, zu diesem Zweck eigens zusammengestellte Gruppe von fachlich gut ausgewiesenen, mit Spitalfragen vertrauten Kräften übernimmt die Beratung für die Ausstellung.*

*Ab Mitte Mai stehen Schmalfilmkopien des soeben fertiggestellten Dokumentarfilms «Spital bei Nacht» zur Verfügung. Sie können beim Filmdienst des Schweizerischen Roten Kreuzes ausgeliehen werden. An dieser Stelle sei betont, dass der Film — die Kopien sind in deutscher, französischer und italienischer Sprache erhältlich — keine Information über Pflege- und Spitalberufe beabsichtigt. Er möchte lediglich einen kleinen Einblick in die vielfältige Arbeit im Spital vermitteln. Es empfiehlt sich daher, an die Vorführung des Films ein eingehendes Gespräch über Ausbildung und Tätigkeit in den verschiedenen Spitalberufen oder aber einen Lichtbildervortrag anzuschliessen.*

*Ein weiteres Wort gilt den Diapositivserien über Pflegeberufe. Sie sind in der Zwischenzeit durch einen ausführlichen Kommentar ergänzt worden und stehen Krankenschwestern und -pflegern, die Vorträge über Pflegeberufe halten, jederzeit zur Verfügung.*

*Es wäre verfehlt, wollte man in diesem Zusammenhang nicht auch noch auf die in verschiedenen Sektionen des Schweizerischen Roten Kreuzes — in Bern, in Basel, in Zürich, im Zürcher Oberland, in Luzern und in Neuenburg — bestehenden Auskunftsstellen für Pflegeberufe hinweisen. Sie leisten eine wertvolle Arbeit und können insbesondere interessierten Berufsanwärtern manchen nützlichen Ratschlag geben.*